

Drehtür ins Nichts

**Die Ausstellung „Grand Hotel 1900“ im Esplanade Berlin (geplant für 1984).
Aus der Sammlung nicht realisierter Projekte**

Bodo-Michael Baumunk

Wer sich um 1980 in die Gegend zwischen südlichem Tiergartenrand und Landwehrkanal aufmachte konnte durch eine Art „Forum Romanum“ der gewesenen Reichshauptstadt wandeln. Von der einstigen Villenbebauung hatte fast nichts den Feuersturm des November 1943 und die nachfolgenden Bombenangriffe überlebt. Ein einsames Stadthaus inmitten überwuchelter Trümmergrundstücke war noch bewohnt. Es hatte einmal als Gesandtschaft der Republik Estland gedient, und da deren Okkupation durch die Sowjetunion von den Westalliierten nicht völkerrechtlich anerkannt war, ging die Miete an einen Treuhänder des (vorerst, wie sich erweisen sollte) nicht mehr existierenden Staates. Durch die Mauern der ehemaligen griechischen Gesandtschaft wuchsen Bäume. Die monumentalen Botschaftsgebäude Japans, Italiens und Spaniens hatten den Krieg äußerlich überstanden. Aber nur Italien nutzte noch einen Trakt als Konsulat. Wenn man eine der mächtigen Flügeltüren öffnete, geriet man in eine 1945 stehengebliebene Zeit: die Böden übersät mit zerborstenen *fasci*, zerschlissenen Möbeln, Staub und Taubendreck.



„Wo einst Wilhelm speiste, weiden heute Schafe“ titelte die *Berliner Morgenpost* am 13.8.1978.

Foto: Margret Nissen, 1985

In der Bellevuestraße nun traf der Stadtwanderer auf ein unscheinbares graues Bauwerk, sichtlich das notdürftig zusammengeflackte, seines äußeren Zierrats beraubte Wrack von etwas ehemals viel Größeren. Der Schriftzug „Esplanade“ verriet, dass es

sich um den Überrest des ehemaligen Hotels handelte, das mit „Adlon“, „Kaiserhof“, „Bristol“, „Eden“ und „Excelsior“ einmal zu den führenden Herbergen der Stadt gehörte. 1907/08 erbaut, 1911/12 noch einmal erweitert verfügte das „Esplanade“ über 600 Betten, 180 Bäder und 60 Zimmer für die private Dienerschaft der Gäste. In den eigenen Familienerzählungen tauchte der Name gelegentlich auf: die Mutter erinnerte sich, von ihrem künftigen Bräutigam dorthin zum Tanztee ausgeführt worden zu sein.

Von innen gesehen hatten den Bau in den vergangenen Jahren nur wenige. Der Pächter, der ihn 1950 als Veranstaltungsort mit Restaurationsbetrieb hatte herrichten lassen, gab 1963 auf, weil der Mauerbau die Verkehrsanbindung verschlechtert hatte und sich ohnehin niemand mehr in Sichtweise der bedrückenden Grenzanlagen amüsieren wollte. So diente das „Esplanade“ noch hie und da als Filmkulisse, Party Location und 1979 sogar einmal als Aufführungsort der Schaubühne.



„Es ist die Zeit der Teestunde. Kellner servieren Kaffee und Tee, Orangeade, Apéritif, Sandwiches und Gebäck. Der Zigarettenspage geht mit dem Bauchladen umher, um Rauchwaren anzubieten. Oben, auf der Balustrade des Palmenhofes spielt der Nachfolger von Barnabás von Géczy, Kapellmeister José Wolff, Unterhaltungsmusik, und es wird nicht getanzt. In der Halle sind alle Sitzgelegenheiten besetzt. Man sieht durchweg nur gutes Publikum. Nur ab und zu kommen junge Damen ohne Herrenbegleitung, die als „Einzelgänger“ eigentlich gar nicht bedient werden dürften, aber wenn sie besonders hübsch sind und sich ruhig verhalten, ohne herausfordernde Blicke zu werfen, und sie gegenüber alleinstehenden Herren nicht anzüglich werden, macht der strenge Hallenkellner eine Ausnahme und lässt ihnen ein Teegedeck servieren.“

Aus: Zwischen Esplanade und Kaiserhof. Episoden aus dem Hotelleben von Adrian Carragon, *Telegraf* 1946

Foto: Margret Nissen, 1985

Ich andererseits suchte nach vier Jahren im Dienste der „Preußen“-Ausstellung eine neue Aufgabe. Das hätte zum Beispiel auch ein Studienabschluss oder gar die Fertigstellung einer der angefangenen Dissertationen sein können. Nun aber hörte ich im Dezember 1981 von einem Festspiel-Projekt „Berlin um 1900“, vorgesehen für das 1984, und da kam mir ein eigener Ausstellungsbeitrag in den Sinn: eine Kulturgeschichte des Grand Hotels. Und wo anders hätte so etwas hingepasst als in jenes verwunschene Gemäuer? Natürlich hatten eine Reihe von Filmen die Idee beflügelt: „Shining“ von Stanley Kubrick nach dem Roman von Stephen King war im Jahr zuvor in die Kinos gekommen. „Menschen im Hotel“ nach dem Roman von Vicki Baum und mit Greta Garbo in der Hauptrolle kannte man und auch den „Letzten Mann“ von F.W. Murnau. Bei dem hätten sich, erzählte mir der ehemalige Portier des „Esplanade“ Otto Drews später, die Kollegen beinahe beschwert. Denn ein Portier war die wichtigste Person in einem Hotel nach dem Direktor, niemals hätte wie in dem Film ein Portier für die Gäste Taxis herbeigerufen – dafür gab es den Wagenmeister. Feine Unterschiede!

Essen

Die Hotelrestaurants sind Ausgangspunkte für Veränderungen in der Großen Küche. Um 1900 erreicht die Küchenrevolution Escoffiers Berlin, in Gestalt des Meisters selbst. Escoffiers Neuerungen sind charakteristisch für das Zeitalter der Industrialisierung, für Veränderungen in Arbeit und Genuß. Er führt die Arbeitsteilung und Organisation in der Küche ein. Er konzipiert die Kochkunst für eine Zeit, in der nach seinen Worten "das Leben aktiv ist, wo die tausend Sorgen der Industrie und des Geschäfts den Geist des Menschen gefangennehmen, welcher dem guten Essen nur einen beschränkten Platz unter seinen Beschäftigungen geben kann." Er reduziert nicht nur den Aufwand für das einzelne Gericht, sondern auch die Zahl der Menugänge. Er führt die verbindliche Bezeichnung für bestimmte Zubereitungsarten ein und sorgt damit parallel zur Hotellerie für eine Internationalisierung der Küche. Er entwirft für das 1912 fertiggestellte "Esplanade" die Küchen- und Wirtschaftsräume sowie Silber und Porzellan.

Die berühmten Berliner Restaurants wie Hiller, Horáher und Schlichter wurden von ehemaligen Hotelköchen geleitet. Daneben müßte zum Vergleich die Alltagsküche der Unterschichten beleuchtet werden. In den Volksküchen seit den 1850er Jahren sehen Zeitgenossen industrialisierte Formen der Essenzubereitung. Aschingers nach einem Rezept von Justus v. Liebig hergestellte markenproduktähnliche Erbsensuppe ist die volkstümliche Variante der standardisierten haute cuisine Escoffiers.

Ausschnitt aus dem Konzeptpapier mit steilen Thesen – aber ein Schlenker zur Unterschichtskultur war im damaligen politischen Klima Westberlins schon von Vorteil, wenn man ein solches Thema durch die Gremien bringen wollte.



„Dauergäste gibt es auch. Da ist eine kirchliche Sekte, die im Kaisersaal ihre Andachten hält („Die göttliche Liebe lindert menschlichen Schmerz“), und da hat die Firma Philips seit verganginem Jahr ein Aufnahmestudio eingerichtet.“

Der Tagesspiegel 1.10.1972

Foto: Margret Nissen, 1985

Da das „Adlon“ durch das Erinnerungsbuch (1955) von Hedda Adlon besser dokumentiert war als die anderen Berliner Grandhotels, beschäftigte ich mich erst einmal damit. Das Buch nannte Namen früherer Angestellter. Die Nachkommen eines ehemaligen Chauffeurs ließen sich ermitteln. Von ihnen erfuhr ich, wie bald darauf von der Witwe eines der Ghostwriter des Buches bestätigt, dass dieses praktisch vollständig auf Auskünften von „Adlon“-Mitarbeiter beruhte. Hedda Adlon sei kaum noch nüchtern anzutreffen gewesen. Als überaus hilfreich erwies sich das Gespräch mit einer stadtbekanntem Größe – Walter Minuth, dessen makellose Erscheinung als Zeremonienmeister der „Stadtküche Nöthling“ bei jedem Senatsempfang diejenige der meisten Gäste mühelos übertraf, hatte einst im „Kaiserhof“ angefangen, dem ältesten der Berliner Grandhotels und bis 1933 Hauptquartier Hitlers und seiner Entourage.

Erst im Mai 1982 konnte ich das „Esplanade“ selbst in Augenschein nehmen. Es führte der Hausmeister Otto Redlin, der das Anwesen allein mit drei Schafen bewohnte. Ein verschmutzter kleiner Mann im grauen Kittel, der sich einen Spaß daraus machte, die Tiere mit einer Trillerpfeife herbeizulocken, auf dass sie sogar durch die verwaisten Hotelhallen trabten. Das hatte schon etwas ziemlich Surreales. Wenn man eine Treppe aus den noch genutzten Erdgeschossräumen nach oben stieg, fand man sich in einer Ruine wieder, umgeben von ausgeglühten Kronleuchter-Karkassen und ramponierten Hotelmöbeln. Nicht besser sah es im Keller aus, wo die gesamte Küchenanlage des Hotels – es hatte seinerzeit die ersten Elektroherde in einem Restaurantbetrieb installiert – vor sich hin rostete. Der ehemalige Gemüseputzraum diente nun als „Silberkammer“

und da verweigerte Herr Redlin erst einmal den Zutritt, dabei enthielt er nicht mehr als ein paar kümmerliche Reste von Hotelsilber und als größten Schatz ein paar Jugendstil-Weißweinkühler.



Abgeräumt: die „Silberkammer“.



Escoffier kocht hier nicht mehr: die Küchenräume des „Esplanade“, 1982.
Fotos: Margret Nissen, 1985

Nichts Gutes ließen bei dieser Gelegenheit die Vertreter des Eigentümers verlauten. Das war die bundeseigene Industrierwaltungsgesellschaft IVG, das Dach einer Reihe von staatlichen Unternehmensbeteiligungen seit der Kriegszeit. Das Reich hatte das „Esplanade“ seinerzeit auf Abriss gekauft, weil zumindest ein Teil dem Bau eines „Reichsmarschallamtes“ im Wege stand. Nun stand der Gebäuderest leer und die IVG wollte es wegen seiner Unwirtschaftlichkeit möglichst schnell loswerden. Ein Baugutachten verbot die weitere Nutzung aus Sicherheitsgründen. Wie sich da Ursache und Wirkung – Abrisswunsch und Gutachten – verteilten, sei dahingestellt.



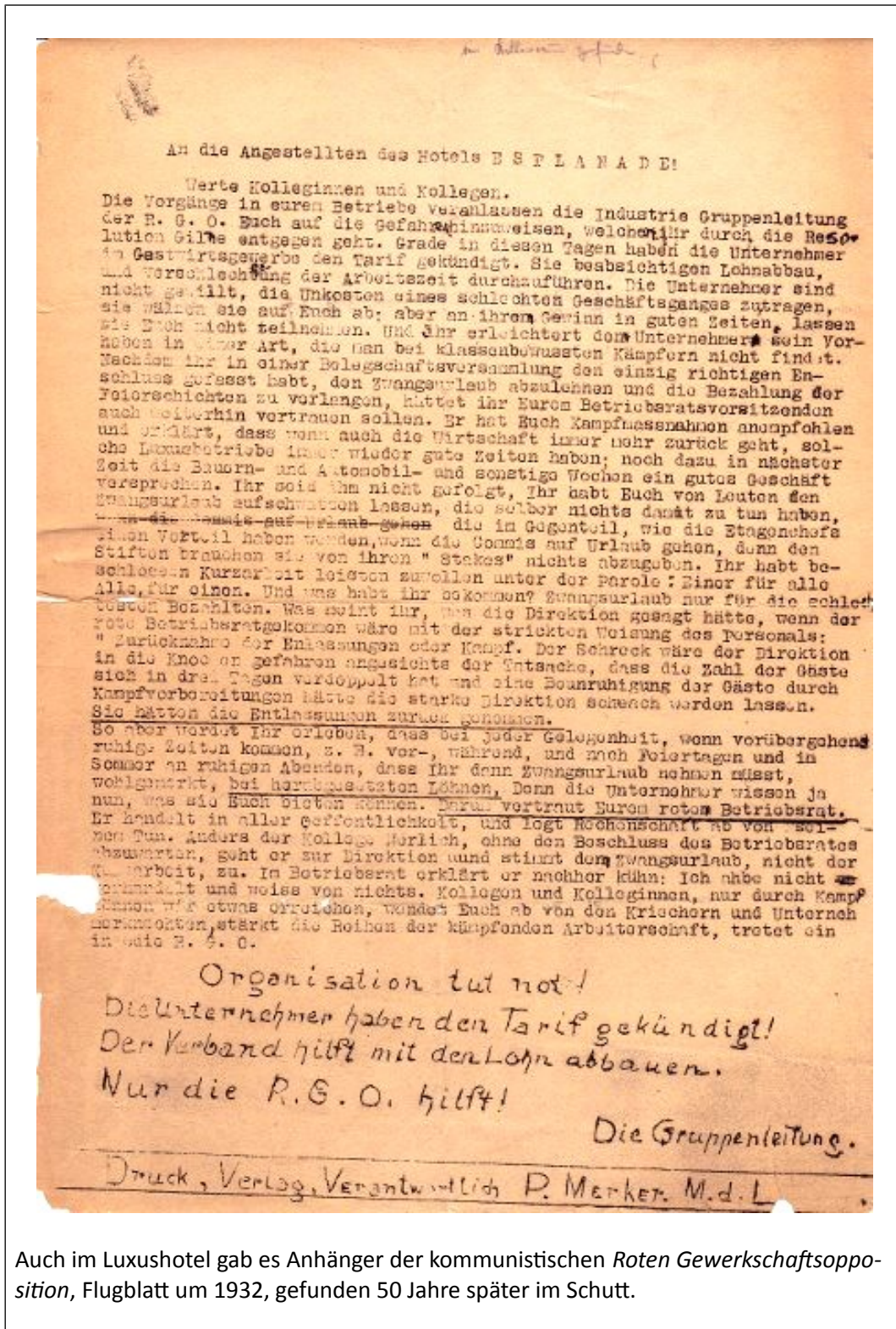
„Einige Gebäudeteile schienen dem Bombenregen entgangen zu sein, obwohl sie auch unter dem starken Luftdruck gelitten hatten. Die dicken Läufer waren nicht mehr rot und die Perserteppiche zeigten keine orientalischen Muster mehr, sondern waren alle von Kalk und Staub schneeweiß. Einzelne Türrahmen lagen über die Gänge verstreut, Gardinen flatterten wie Luftschaukeln im Wind, und in fast allen Räumen befanden sich zerbrochene Spiegel, umgeworfene Toilettenartikel, verdreckte Bettwäsche, zersplitterte Möbel, und überall drang Wind und Kälte ein. Plötzlich musste ich stehenbleiben, denn ich konnte nicht weitergehen, weil sich vor mir ein Abgrund auftat. Ich sah wieder direkt in den Innengarten, dann in den bewölkten Himmel und erblickte einen riesigen Bombentrichter, als ob die Axt eines Zyklopen diesen Gebäudeteil in zwei Hälften gespalten hätte.“

Aus: Zwischen Esplanade und Kaiserhof, Episoden aus dem Hotelleben von Adrian Carragon, *Telegraf* 1946

Foto: Margret Nissen, 1985

Mittlerweile war allerdings LEERSTAND zum Leitmotiv der Berliner Stadtplanung geworden, konkret: der Vorbereitung der Internationalen Bauausstellung IBA 1987. Die wollte dem Leerstand im doppelten Sinne zu Leibe rücken: einmal den riesigen Stadtbrachen in der Nähe der früheren Innenstadt und dem spekulativen Leerstand in Kreuzberg. Da hatten allerdings die Hausbesetzer längst Fakten geschaffen. Dass sie Kreuzberg dadurch gerettet haben, ist ihr bleibendes Verdienst. Den Rest – eine „bedrückende

Wohnungsnot“ habe sie dazu gezwungen – kann man vergessen, das ist eine bis heute sorgsam gepflegte Legende. Wohnungsnot gab es bis in die 1960er Jahre und dann wieder Anfang der 1990er. Heute nähert man sich diesem Zustand. Dazwischen kam jeder irgendwie unter, wenn auch natürlich nicht ganz umsonst.



Auch im Luxushotel gab es Anhänger der kommunistischen Roten Gewerkschaftsopposition, Flugblatt um 1932, gefunden 50 Jahre später im Schutt.

Die letzten Tage des Ausstellungsprojekts „Grand Hotel 1900“ waren erfüllt von Kriegsgeschrei in den Zeitungen: Im Atlantik vor den Falkland-Inseln wurden erstmals wieder seit 1945 Kriegsschiffe torpediert, die israelische Armee rückte auf Beirut vor, die Iraner setzten zum Gegenangriff auf den Irak an. Und Ronald Reagan landete in Berlin. Die eigenen Aufzeichnungen vermelden für den 12. Juni, den Tag, an dem mich das „Aus“ für das Projekt erreichte: „War vormittags losgefahren, stieg am Nollendorfplatz aus, der bereits völlig von Polizisten abgeriegelt war. Sah eine größere Gruppe von Demonstranten, die bereits kriegsmäßig ausgestattet waren, mit bunten Helmen und Ski-Gesichtsüberziehern. Trat auch deutlich als Block auf. Das war mir nun doch unbehaglich. Ich stieg in eine der letzten U-Bahnen, die noch verkehrten und fuhr ins Büro. Während, wie ich später hörte, die Schlacht bereits in vollem Gange war, las ich einen Brief des Festspiel-Intendanten, der mir mit Bedauern mitteilte, dass er die Ausstellung leider abblasen müsse, da das Esplanade endgültig nicht zur Verführung stehe.

Ging zu Fuß (U-Bahn und Busse verkehrten nicht mehr) zum Winterfeldt-Platz; in der Nollendorfstraße schwarzbrauner Qualm von brennenden Autos, herumfahrende Ambulanzen und Feuerwehr. T. getroffen und mit ihm Kaffee getrunken im ‚Mitropa‘. Bei einer Attacke der Polizei verlor ich ihn später aus den Augen. Wahnsinnige Flucht eines Camping-VW-Bus, dessen als Rentner verkleidete Insassen als Zivis erkannt worden waren. Traf dann Reinhold R., mit dem ich den Rest des Nachmittags verbrachte, teils in der Wohnung seines Freundes (eine Art Logenplatz), teils auf der Straße. Bauwagen in der Nachbarschaft brannten, entzündeten Bäume und fast Baugerüste. Überall lagen Steine, Barrikadenteile und Autowracks herum. Wasserwerfer und Tränengaswolken. Über unserem Balkon saßen Kämpfer auf dem Dach.“



Aufstieg und Abstieg: Treppenhaus im „Esplanade“.

Foto: Bodo-Michael Baumunk, 1982

Offen gestanden empfand ich eine gewisse Erleichterung über das frühe Ende des Projekts. Die beiden Beauftragten für ein literarisches Beiprogramm zu der Ausstellung,

Horst Denkler und Sigrid Wiegenstein, hatten sich bereits zurückgezogen mit wohl bedachten Argumenten: „Gut, es gibt tatsächlich einige Literatur um 1900, in der das Grandhotel eine bestimmende Rolle spielt (H. Mann, Th. Mann, Sternheim): aber das Hotel ist doch immer nur Rahmen, Interieur, es bestimmt nicht Verhaltensweisen, sondern reflektiert sie bestenfalls. Damit könnte man einen Lese-Abend zusammenstellen – doch zu welchem Gewinn für die Zuhörer? Oder soll man ins Exzentrische ausflippen und aus dem Horrorskript vorlesen, das Stanley Kubricks „The Shining“ zugrunde liegt: da macht wirklich ein ausgeleertes Hotel die Menschen kaputt. Aber in welche Konzeption soll man das bringen? Wo steckt da das auch ideengeschichtlich Verbindende außer dem lexikalischen Stichwort ‚Hotel‘?“ (Horst Denkler).



„Niemals, hörst du, niemals darfst du Zimmer 303 betreten. Du hast dort nichts zu suchen!“ Das letzte Bett des Hotels „Adlon“.

Foto: Bodo-Michael Baumunk, 1982

Mit anderen Worten und aus der Perspektive des Mediums Ausstellung heraus gesagt: Das „Hotel“ hat, anders als das „Pfarrhaus“, das mich 30 Jahre später beschäftigen sollte, keinen eigenen Kulturraum konstituiert, auch wenn Schriftsteller ihre Romane zuweilen in Hotels geschrieben haben oder Theodor W. Adorno einmal den Ausdruck „Hotelbildmalerei“ als Chiffre für eine künstlerische Antimoderne verwendet hat. Als Sujet der Malerei hat das Hotel – sieht man einmal von Max Beckmann ab – kaum Spuren hinterlassen. Und ein Möbelstück oder ein Kronleuchter, mit welchem glanzvollen Beherbergungsbetrieb auch immer sich solche Gegenstände verbanden, wäre durch die Überführung in einen neutralen räumlichen Kontext wie ein Museum völlig entzaubert worden. Siegfried Kracauer hat das eigentümliche kulturelle Nihilum in einem Rahmen von äußerster Raffinesse und gesellschaftlicher Belebtheit mit einem Vergleich von Hotelhalle und Kirche auf den Punkt gebracht: „Sowohl die Hotelhalle wie das Gotteshaus antworten dem ästhetischen Sinn, der in ihnen seine rechtmäßigen Forde-

rungen anmeldet; doch hat das Schöne hier eine Sprache, mit der es auch wider sich zeugt, so ist es dort stumm in sich selbst und weiß das andere nicht zu finden“ („Hotelhalle“, in: *Der Detektiv-Roman*, 1922-1925). Eine Ausstellung über das Grand Hotel hätte nur an einem Ort wie dem „Esplanade“ überzeugt, mit einer medialen Bespielung, für die damals in Gestalt von alle zwei Wochen auswechselungsbedürftigen Videobändern kaum die nötigen Mittel zur Verfügung standen.

Für einen Zeitschriftenaufsatz recherchierte ich noch ein bisschen weiter zu dem Thema. Und ein paar Monate später tat sich mir in dem kümmerlichen HO-Hotel „Adria“ in der Ostberliner Friedrichstraße die Tür zu Nummer 303 auf: das letzte erhaltene Interieur aus dem Hotel „Adlon“ mit einem gewaltigen Messingbett im Zentrum. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist.

Für das „Esplanade“ sah es lange nicht gut aus. 1985/86 fand ein Wettbewerb statt, der Umbau und Erweiterung zu einem Filmzentrum und Museum der Stiftung Deutsche Kinemathek zum Ziel hatte. Mein Plädoyer im Preisgericht, auch die Festsäle mit ihren Dekorationsmalereien von 1950 als Baudenkmal zu erhalten, stieß auf wenig Verständnis. Zum Glück kamen der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung dazwischen. Nach der Integration der Fragmente in das Sony Center 1996 blieb jedenfalls mehr vom Glanz des alten Hotels und des Amüsierbetriebes der Nierentisch-Ära übrig als man je zu hoffen gewagt hatte.



© Bodo-Michael Baumunk, 2013